

Stephanie Perkins
Herzklopfen auf Französisch





DIE AUTORIN

Stephanie Perkins, geboren in North Carolina, ist in Arizona aufgewachsen und hat in San Francisco und Atlanta studiert. Sie hat schon immer mit Büchern gearbeitet – erst als Buchhändlerin, dann als Bibliothekarin und jetzt als Autorin. Sie liebt spannende Abenteuer, Mokka Latte, Märchen, laute Musik, Nachmittagsschläfchen und Küssen. »Herzklopfen auf Französisch« ist ihr Debütroman.

Stephanie Perkins

Herzklopfen
auf
Französisch

Aus dem Amerikanischen
von Stefanie Mierswa





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
für dieses Buch liefert
Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch April 2012

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2010 by Stephanie Perkins

Published by Arrangement with Stephanie Perkins

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel

»Anna and the French Kiss« bei Dutton Books,
a member of the Penguin Group (USA), Inc.,
New York

© der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by
cbj Verlag in der Verlagsgruppe Random House,
München

Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH,
30827 Garbsen.

Übersetzung: Stefanie Mierswa

Umschlagbild: Shutterstock/Brooke's Photos;

iStockphoto/posteriori; Fotolia/felinda

Umschlaggestaltung: schwecke.mueller Werbeagentur
GmbH, München

kg · Herstellung: CZ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-570-40123-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für Jarrod,
besten Freund & wahre Liebe

Kapitel eins

Das hier ist alles, was mir zu Frankreich einfällt: die Filme *Madeline*, *Die fabelhafte Welt der Amélie* und *Moulin Rouge*. Der Eiffelturm und der Triumphbogen, obwohl ich von beiden nicht weiß, was ihre Funktion ist. Napoleon, Marie Antoinette und ein Haufen Könige, die Ludwig heißen. Bei denen bin ich mir auch nicht sicher, was sie gemacht haben, aber ich glaube, es muss irgendwie mit der Französischen Revolution zusammenhängen, die wiederum mit dem Sturm auf die Bastille zusammenhängt. Das Kunstmuseum heißt Louvre und der Eingang ist eine Glaspypamide. Die Mona Lisa ist dort zu Hause und diese berühmte Statue einer Frau ohne Arme. Und an jeder Straßenecke gibt es Cafés oder Bistros oder wie immer man das dort nennt. Und Pantomimen. Das Essen soll gut sein und die Leute trinken viel Wein und rauchen Unmengen an Zigaretten.

Und ich habe gehört, dass sie keine Amerikaner und keine weißen Turnschuhe mögen.

Vor ein paar Monaten hat mich mein Vater in einem Internat angemeldet. Seine imaginären Anführungszeichen knis-

terten förmlich in der Leitung, als er mir am Telefon erklärte, ein Auslandsaufenthalt sei eine »äußerst lehrreiche Erfahrung« und ein »Andenken, das ich für immer zu schätzen wissen würde«. Ja. Ein Andenken. Und wenn ich nicht vorher schon ausgeflippt wäre, hätte ich ihn darauf hingewiesen, dass das Wort nicht passte.

Seit seiner Ankündigung habe ich es mit Schreien, Flehen, Argumentieren und Heulen versucht, aber nichts konnte ihn umstimmen. Nun bin ich im Besitz eines frisch erteilten Schülervisums und eines Reisepasses, und in beiden steht: Anna Oliphant, Bürgerin der Vereinigten Staaten von Amerika. Und jetzt bin ich hier mit meinen Eltern und packe meine Habseligkeiten in einem Zimmer aus, das kleiner ist als mein Koffer. Ich bin der letzte Neuzugang im Abschlussjahrgang der School of America in Paris.

Ich will ja nicht undankbar sein. Ich meine, Paris! Die Stadt der Liebe. Die romantischste Großstadt der Welt. Deswegen bin ich mir durchaus bewusst. Nur hat diese ganze Idee, dass es unbedingt ein Internat im Ausland sein muss, viel mehr mit meinem Vater als mit mir zu tun. Seit er seine Ideale verraten und angefangen hat, öde Bücher zu schreiben, die die Vorlagen für noch ödere Filme bilden, versucht er immer wieder seine Bonzenfreunde in New York damit zu beeindrucken, wie kultiviert und reich er ist.

Mein Vater ist nicht kultiviert. Aber er ist reich.

Das war nicht immer so. Als meine Eltern noch verheiratet waren, gehörten wir eindeutig dem unteren Mittelstand an.

Erst ungefähr zur Zeit der Scheidung verschwand jede Spur von Anstand, und sein Traum, der nächste große Schriftsteller der Südstaaten zu werden, wurde von seinem Wunsch abgelöst, der nächste veröffentlichte Schriftsteller zu werden. Also begann er, Romane über rechtschaffene Kleinstädter in Georgia zu schreiben, die sich verlieben, dann lebensbedrohliche Krankheiten bekommen und schließlich sterben.

Kein Witz.

Ich finde es deprimierend, aber seine Leserinnen verschlingen das Zeug geradezu. Sie lieben die Bücher meines Vaters, seine Pullover mit Zopfmuster, sein künstlich weißes Lächeln und seine braungebrannte Haut. Sie haben aus ihm einen Bestsellerautor und einen echten Widerling gemacht.

Zwei seiner Bücher sind bereits verfilmt worden und drei weitere Filme werden gerade produziert und genau daher kommt sein eigentliches Geld. Aus Hollywood. Und irgendwie haben ihn diese zusätzliche Einnahmequelle und dieses Pseudoprestige auf den hirnrissigen Gedanken gebracht, dass ich in Frankreich leben soll. Ein Jahr. Allein. Ich verstehe nicht, warum er mich nicht nach Australien oder Irland oder irgendein anderes Land schicken konnte, in dem Englisch die Muttersprache ist. Das einzige französische Wort, das ich kenne, ist *oui*, das bedeutet »ja«, und erst vor Kurzem habe ich erfahren, dass man es o-u-i und nicht w-i-i ausspricht.

Immerhin sprechen die Leute in meiner neuen Schule Englisch. Sie wurde für großkotzige Amerikaner gegründet, die nicht mit ihren eigenen Kindern zusammenleben wollen. Ich

meine, hallo? Wer steckt schon sein Kind in ein Internat? Das ist ja wie Hogwarts. Nur gibt es in meinem keine schnuckeligen Zauberlehrlinge, Wunderbonbons oder Flugstunden.

Stattdessen sitze ich hier mit neunundneunzig anderen Schülern fest. Mein ganzer Jahrgang besteht nur aus fünfundzwanzig Leuten, während es in Atlanta sechshundert waren. Und ich lerne dieselben Sachen, die ich schon in der Clairemont High gelernt habe, nur dass ich jetzt auch für den Kurs »Französisch für Anfänger« angemeldet bin.

Toll. Französisch für Anfänger. Wahrscheinlich zusammen mit den Erstklässlern. Ich bin begeistert.

Mom meint, ich solle das Ganze positiv sehen und zwar schnell, aber sie muss ja auch nicht ihre fantastische beste Freundin Bridgette zurücklassen. Oder ihren fantastischen Job im Royal Midtown Multiplex-Kino. Oder Toph, den fantastischen Typen im Royal Midtown Multiplex-Kino.

Und ich kann immer noch nicht glauben, dass sie mich von meinem Bruder Sean trennt. Er ist erst sieben und viel zu klein, um nach der Schule allein zu Hause bleiben zu können. Ohne mich wird er wahrscheinlich von diesem unheimlichen Typen gekidnappt, der in unserer Straße wohnt und schmutzige Coca-Cola-Handtücher in den Fenstern hängen hat. Oder Seany isst aus Versehen irgendwas, wo Allurarot AC drin ist, und seine Kehle schwillt zu und niemand ist da, der ihn ins Krankenhaus fahren kann. Vielleicht stirbt er sogar. Und bestimmt dürfte ich nicht mal zu seiner Beerdigung nach Hause fliegen. Ich müsste nächstes Jahr

allein auf den Friedhof gehen und feststellen, dass Dad so einen scheußlichen Granitengel ausgesucht hat, der über Seans Grab prangt.

Und ich hoffe, Dad erwartet jetzt nicht von mir, dass ich mich um einen Studienplatz in Russland oder Rumänien bemühe. Ich träume nämlich davon, Filmtheorie in Kalifornien zu studieren. Ich möchte die größte Filmkritikerin unseres Landes werden. Eines Tages werde ich zu jedem Festival eingeladen und habe eine wichtige Zeitungskolumne, eine coole Fernsehsendung und eine unglaublich beliebte Website. Bis jetzt habe ich nur die Website und die ist nicht sonderlich beliebt. Noch nicht.

Ich brauche nur etwas mehr Zeit, um daran zu arbeiten, das ist alles.

»Anna, es ist Zeit.«

»Was?« Ich blicke von meinen Shirts auf, die ich zu perfekten Quadraten zusammenfalte.

Mom sieht mich durchdringend an und fummelt an dem Schildkrötenamulett, das an ihrer Halskette hängt, herum. Mein Vater, der ein pfirsichfarbenes Polohemd und weiße Bootschuhe trägt, starrt aus meinem Wohnheimfenster. Es ist schon spät, aber auf der anderen Straßenseite schmettert eine Frau irgendwas aus einer Oper.

Meine Eltern müssen in ihre Hotelzimmer zurück. Sie fliegen beide morgen früh zurück.

»Oh.« Ich umklammere das Shirt in meinen Händen etwas fester.

Dad macht einen Schritt vom Fenster weg und ich stelle erschrocken fest, dass seine Augen feucht sind. Die Vorstellung, dass mein Vater – selbst wenn es sich um *meinen* Vater handelt – den Tränen nah ist, schnürt mir aus irgendeinem Grund die Kehle zu.

»Tja, Kleine. Ich glaube, jetzt bist du ganz erwachsen.«

Mein Körper ist wie erstarrt. Dad drückt meine steifen Glieder stürmisch an sich und hält mich so eng umschlungen, dass ich Angst bekomme. »Pass auf dich auf. Sei fleißig und schließe ein paar Freundschaften. Und hüte dich vor Taschendieben«, fügt er hinzu. »Manchmal sind sie zu zweit unterwegs.«

Ich nicke in seine Schulter hinein und er lässt mich wieder los. Und dann ist er weg.

Meine Mutter bleibt noch. »Du wirst ein wunderbares Jahr hier verleben«, sagt sie. »Da bin ich mir ganz sicher.« Ich beiße mir auf die Unterlippe, damit sie nicht zittert, und Mom schließt mich schwungvoll in die Arme. Ich versuche zu atmen. Einzuatmen. Bis drei zu zählen. Auszuatmen. Ihre Haut duftet nach Grapefruit-Bodylotion. »Ich ruf dich sofort an, wenn ich nach Hause komme«, verspricht sie.

Nach Hause. Atlanta ist nicht mehr mein Zuhause.

»Ich hab dich lieb, Anna.«

Jetzt fließen meine Tränen. »Ich hab dich auch lieb. Pass für mich gut auf Seany auf.«

»Na klar.«

»Und auf Captain Jack«, sage ich. »Achte drauf, dass Sean

ihn immer füttert und seine Streu wechselt und seine Wasserflasche auffüllt. Und er soll ihm nicht zu viele Leckerlis geben, sonst wird er zu dick und kommt nicht mehr aus seinem Iglu. Aber mindestens ein paar am Tag, weil er das Vitamin C noch braucht und das Wasser nicht trinkt, wenn ich diese Vitamintabletten benutze ...«

Sie löst sich aus der Umarmung und steckt mir meine blondierte Haarsträhne hinters Ohr. »Ich hab dich lieb«, wiederholt sie.

Und dann tut meine Mutter etwas, was ich selbst nach all dem Papierkram, den Flugtickets und den Vorträgen nicht habe kommen sehen. Was in einem Jahr sowieso passiert wäre, wenn ich aufs College gegangen wäre, aber auf das ich trotz all der Tage, Monate oder Jahre, die ich es vielleicht herbeigesehnt habe, nicht vorbereitet bin, als es tatsächlich passiert.

Meine Mutter geht. Ich bin allein.

Kapitel zwei

Ich spüre, wie sie mich überkommt, aber ich kann nichts dagegen tun.

PANIK.

Sie haben mich allein gelassen. Meine Eltern haben mich tatsächlich allein gelassen! IN FRANKREICH!

Inzwischen ist es in Paris merkwürdig still. Selbst die Opernsängerin hat für heute Schluss gemacht. Ich darf jetzt bloß nicht durchdrehen. Die Wände hier sind dünner als Heftpflaster. Wenn ich also einen Nervenzusammenbruch kriege, bekommen meine Nachbarn – meine neuen Mitschüler – alles mit. Ich glaube, ich muss mich übergeben. Ich werde diese komische Olivenpaste erbrechen, die ich zum Abendbrot gegessen habe, alle werden es mitbekommen und niemand wird mich einladen, den Pantomimen zuzusehen, wie sie aus ihren unsichtbaren Kisten schlüpfen, oder was immer die Leute hier sonst in ihrer Freizeit tun.

Ich renne zu meinem Sockelwaschbecken, um mir Wasser ins Gesicht zu spritzen, aber es schießt heraus und spritzt mir stattdessen aufs Shirt. Jetzt weine ich noch heftiger, weil ich

meine Handtücher noch nicht ausgepackt habe und mich nasse Sachen an diese bescheuerten Wildwasserbahnen im Freizeitpark erinnern, in die mich Bridgette und Matt immer gezerrt haben. Das Wasser dort ist nicht blau, riecht wie Farbe und wimmelt von Millionen von Bakterien. O Gott. Was, wenn hier Bakterien im Wasser sind? Darf man französisches Wasser überhaupt trinken?

Armselig. Ich bin wirklich armselig.

Wie viele Siebzehnjährige würden sonst was tun, um von zu Hause wegzukommen? Meine Nachbarn erleiden keine Nervenzusammenbrüche. Hinter *ihren* Schlafzimmerwänden dringt kein Weinen hervor. Ich schnappe mir ein Shirt vom Bett, um mich abzutrocknen, als mir die Lösung einfällt. Mein Kopfkissen. Ich lasse mich mit dem Gesicht nach unten in den Lärmschutz fallen und höre gar nicht mehr auf zu schluchzen.

Jemand klopft an meine Tür.

Nein. Das ist bestimmt nicht meine Tür.

Da ist es wieder!

»Hallo?«, ruft ein Mädchen vom Flur. »Hallo? Alles in Ordnung?«

Nein, nichts ist in Ordnung. Hau ab. Aber sie ruft noch einmal, sodass ich mich vom Bett aufraffen und die Tür öffnen muss. Eine Blondine mit langen, dichten Locken wartet davor. Sie ist groß und kräftig, aber nicht kräftig, als wäre sie übergewichtig, sondern kräftig wie eine Volleyballspielerin. Ein diamantartiger Nasenring glitzert im Flurlicht. »Alles

okay?« Ihre Stimme klingt einfühlsam. »Ich bin Meredith, ich wohne nebenan. Waren das deine Eltern, die gerade gegangen sind?«

An meinen verquollenen Augen kann sie erkennen, dass die Antwort Ja lautet.

»Ich hab an meinem ersten Abend auch geheult.« Sie neigt den Kopf zur Seite, denkt einen Augenblick nach und nickt dann. »Komm mit. *Chocolat chaud*.«

»Eine Schokoladenshow?« Warum sollte ich mir eine Schokoladenshow ansehen wollen? Meine Mutter hat mich hier ausgesetzt, ich habe schreckliche Angst davor, mein Zimmer zu verlassen, und ...

»Nein.« Sie lächelt. »*Chaud*. Heiß. Heiße Schokolade. Ich kann uns in meinem Zimmer welche machen.«

Oh.

Ich folge ihr unwillkürlich. Meredith hält mich mit der Hand zurück wie ein Schülerlotse. Sie trägt Ringe an allen fünf Fingern. »Vergiss deinen Schlüssel nicht. Die Tür fällt hinter dir zu und du kommst ohne nicht mehr rein.«

»Ich weiß.« Ich ziehe die Halskette unter meinem Shirt hervor, um es ihr zu beweisen. Ich habe meinen Schlüssel während der Seminare in Lebenskunde, die an diesem Wochenende für neue Schüler Pflicht waren, drangehängt. Da haben sie uns erklärt, wie leicht es ist, sich selbst auszusperren.

Wir gehen in ihr Zimmer. Es verschlägt mir den Atem. Es hat dieselbe unmögliche Größe wie meines – zwei mal drei

Meter –, den gleichen Minischreibtisch, Minikommode, Minibett, Minikühlschrank, Miniwaschbecken und Minidusche (keine Minitoilette, denn die sind für alle draußen auf dem Gang). Aber ... anders als in meinem sterilen Käfig ist hier jeder Zentimeter Wand und Decke mit Postern, Bildern, glänzendem Geschenkpapier und knallbunten, französisch beschrifteten Flyern bedeckt.

»Wie lange bist du denn schon hier?«, frage ich.

Meredith reicht mir ein Papiertaschentuch, und ich putze mir die Nase – ein furchtbares Tröten wie von einer wütenden Gans –, aber sie zuckt weder mit der Wimper noch verzieht sie das Gesicht. »Ich bin gestern angekommen. Das ist jetzt mein viertes Jahr hier, deshalb musste ich nicht zu den Seminaren gehen. Ich bin allein hergeflogen und hänge seitdem hier rum und warte, dass meine Freunde auftauchen.« Sie stemmt die Hände in die Hüften und lässt den Blick zufrieden über ihr Werk schweifen. Ich entdecke einen Zeitschriftenstapel, eine Schere und Klebeband auf dem Fußboden und stelle fest, dass sie noch nicht fertig ist. »Nicht schlecht, oder? Ich kann weiße Wände einfach nicht leiden.«

Ich gehe eine Runde durch ihr Zimmer und sehe mir alles genau an. Schnell merke ich, dass die meisten Gesichter dieselben fünf Leute zeigen: John, Paul, George, Ringo und irgendeinen Soccerspieler, den ich nicht kenne.

»Ich höre nur die Beatles. Meine Freunde ziehen mich ständig damit auf, aber ...«

»Und wer ist das hier?« Ich zeige auf den Soccerspieler. Er

trägt Rot und Weiß und scheint fast nur aus dunklen Augenbrauen und dunklem Haar zu bestehen. Eigentlich sieht er ziemlich gut aus.

»Cesc Fàbregas. Ich sag dir, der kann passen! Spielt für Arsenal. Den englischen Fußballverein? Nein?«

Ich schüttle den Kopf. Was Sport angeht, bin ich nicht auf dem Laufenden, aber vielleicht sollte ich das sein. »Hat aber nette Beine.«

»Kann man wohl sagen. Mit diesen Oberschenkeln könnte man Nägel einschlagen.«

Während Meredith *chocolat chaud* auf ihrem Kocher zubereitet, erfahre ich, dass sie auch im Abschlussjahrgang ist und dass sie nur in den Sommerferien Soccer spielt, weil das in unserer Schule nicht auf dem Lehrplan steht, aber dass sie in Massachusetts sogar in der Landesauswahl gespielt hat. Da kommt sie her, aus Boston. Und sie erinnert mich daran, dass ich hier in Europa »Fußball« und nicht »Soccer« sagen sollte, was ja auch die sinnvollere Bezeichnung ist, wenn ich so darüber nachdenke. Und es scheint ihr nichts auszumachen, dass ich sie mit Fragen löchere oder ihre Sachen betatsche.

Ihr Zimmer ist wirklich der Hammer. Außer dem Krimskrams, der an den Wänden hängt, hat Meredith noch ein Dutzend Teetassen aus Porzellan, in denen sie glitzernde Plastikringe, Silberringe mit Bernstein und Glasringe mit gepressten Blumen aufbewahrt. Es sieht so aus, als lebte sie schon seit Jahren hier.

Ich probiere einen Ring mit einem Gummidinosaurier an.

Als ich den Dino drücke, leuchtet er rot, gelb und blau auf. »Ich wünschte, ich könnte so ein Zimmer haben.« Ich finde es hinreißend, aber ich selbst bin viel zu ordnungsfanatisch, als dass ich so etwas Ähnliches aus meinem Zimmer machen würde. Ich brauche saubere Wände und einen aufgeräumten Schreibtisch und alles muss jederzeit an seinem richtigen Platz sein.

Meredith scheint sich über das Kompliment zu freuen.

»Sind das deine Freunde?« Ich lege den Dinosaurier in seine Teetasse zurück und zeige auf ein Bild, das in ihrem Spiegel steckt. Es ist grau und voller Schatten und auf dickes Hochglanzpapier gedruckt. Offensichtlich stammt es aus einem Fotokurs in der Schule. Vier Personen stehen vor einem riesigen hohlen Würfel, und aus der Fülle styliher schwarzer Kleidung und den absichtlich zerzausten Haaren lässt sich schließen, dass Meredith zur hiesigen Kunstclique gehört. Aus irgendeinem Grund bin ich überrascht. Okay, ihr Zimmer ist gewollt künstlerisch und sie trägt all diese Ringe an den Fingern und in der Nase, aber der Rest ist eher normal – lila Pullover, gebügelte Jeans, sanfte Stimme. Und dann ist da noch diese Soccer-Sache, aber jungenhaft ist sie auch nicht.

Sie lächelt breit und ihr Nasenring blitzt auf. »Ja. Ellie hat das in La Défense geschossen. Das sind Josh und St. Clair und ich und Rashmi. Du wirst sie morgen beim Frühstück kennenlernen. Das heißt, alle außer Ellie. Sie hat letztes Jahr ihren Abschluss gemacht.«

Mein Magen entkrampft sich ein wenig. War das eine Einladung, mich zu ihr zu setzen?

»Aber sie wird dir sicher trotzdem bald über den Weg laufen. Sie ist nämlich mit St. Clair zusammen. Sie studiert jetzt Fotografie an der Parsons Paris.«

Ich habe noch nie davon gehört, nicke aber, als hätte ich bereits in Erwägung gezogen, selbst mal dort hinzugehen.

»Sie hat wirklich Talent.« Ihr scharfer Unterton deutet eher auf das Gegenteil, aber ich gehe lieber nicht darauf ein. »Josh und Rashmi sind auch zusammen«, fügt sie hinzu.

Aha. Dann muss Meredith solo sein.

Bedauerlicherweise kann ich es ihr nachfühlen. Zu Hause war ich fünf Monate mit Matt zusammen. Er war halbwegs groß, halbwegs witzig und hatte halbwegs passables Haar. Es war eine dieser typischen Situationen nach dem Motto: »Da ich gerade niemand Besseren habe, hast du Lust rumzumachen?« Mehr als Küssen lief allerdings nicht zwischen uns und selbst das war nicht besonders toll. Zu viel Spucke. Ich musste mir danach immer das Kinn abwischen.

Wir trennten uns, als ich von Frankreich erfuhr, aber es war keine große Sache. Weder heulte ich noch schickte ich ihm sentimentale E-Mails oder zerkratzte den Kombi seiner Mutter mit einem Schlüssel. Jetzt geht er mit Cherrie Milliken, die im Chor singt und glänzendes Haar wie aus einer Shampooerbung hat. Aber es macht mir nichts aus.

Zumindest nicht richtig.

Außerdem konnte ich nach unserer Trennung ungehindert

Toph nachschmachten, meinem superscharfen Multiplex-Kollegen. Nicht, dass ich ihm nicht schon nachgeschmachtet hätte, als ich noch mit Matt zusammen war, aber trotzdem. Ich hatte immer ein schlechtes Gewissen. Und es entwickelte sich etwas mit Toph – wirklich, das sage ich nicht nur so –, als der Sommer zu Ende war. Aber außer mit Matt war ich noch nie mit jemandem zusammen und er zählt eigentlich nicht. Ich behauptete ihm gegenüber mal, ich sei im Ferienlager mit einem Typen namens Stuart Thistleback gegangen. Stuart Thistleback hatte kastanienbraunes Haar und spielte Kontrabass, und wir waren total verknallt, aber er wohnte in Chattanooga und wir hatten beide noch keinen Führerschein.

Matt wusste, dass ich mir das ausgedacht hatte, aber er war zu nett, um es mir zu sagen.

Ich will Meredith gerade fragen, welche Kurse sie belegt, als ihr Handy die ersten paar Takte von *Strawberry Fields Forever* flötet. Sie verdreht die Augen und geht ran. »Mom, es ist Mitternacht hier. Sechs Stunden Zeitunterschied, schon vergessen?«

Ich werfe einen Blick auf ihren Wecker, der wie ein gelbes U-Boot geformt ist, und stelle überrascht fest, dass sie recht hat. Meine Tasse *chocolat chaud* ist längst leer. Ich stelle sie auf der Kommode ab. »Ich sollte jetzt gehen«, flüstere ich. »Tut mir leid, dass ich so lange geblieben bin.«

»Warte einen Moment.« Sie hält das Mikrofon des Handys zu. »Es war nett dich kennenzulernen. Sehen wir uns beim Frühstück?«

»Ja. Bis dann.« Ich bemühe mich, es beiläufig klingen zu

lassen, freue mich insgeheim aber so sehr, dass ich aus ihrem Zimmer hüpfе und gegen eine Wand laufe.

Huch. Keine Wand. Einen Jungen.

»Ugh.« Er taumelt zurück.

»Entschuldigung! Tut mir furchtbar leid, ich hab dich nicht gesehen.«

Er schüttelt den Kopf und macht einen etwas benommenen Eindruck. Das Erste, was mir an ihm auffällt, ist sein Haar – mir fällt bei allen Leuten immer zuerst das Haar auf. Seins ist dunkelbraun und zerzaust und irgendwie lang und kurz zugleich. Ich muss an die Beatles denken, weil ich sie gerade in Meredith' Zimmer gesehen habe. Es ist Künstlerhaar. Musikerhaar. Ich-tue-so-als-wäre-es-mir-egal-dabei-ist-es-das-in-Wirklichkeit-gar-nicht-Haar.

Wunderschönes Haar.

»Ist schon okay, ich hab dich auch nicht gesehen. Alles in Ordnung bei dir?«

O Mann. Er ist Engländer.

»Ähm, ist das hier nicht Mers Zimmer?«

Im Ernst, ich kenne kein amerikanisches Mädchen, das einem englischen Akzent widerstehen kann.

Der Junge räuspert sich. »Meredith Chevalier? Ziemlich groß mit vielen Locken?« Dann sieht er mich an, als wäre ich plemplem oder schwerhörig wie meine Oma, Nanna Oliphant. Nanna lächelt nur und schüttelt den Kopf, wenn ich sie frage: »Welches Salatdressing hättest du gern?« oder »Wo hast du Opas Gebiss hingelegt?«

»Entschuldigung.« Er macht einen winzigen Schritt weg von mir. »Du wolltest gerade schlafen gehen.«

»Ja, das ist Meredith' Zimmer. Ich war gerade zwei Stunden bei ihr.« Ich verkünde es ganz stolz wie mein Bruder Seany, wenn er etwas Widerliches im Garten gefunden hat. »Ich heiße Anna! Ich bin neu hier!« Lieber Himmel, was soll dieser beängstigende Enthusiasmus? Meine Wangen laufen rot an und ich könnte im Erdboden versinken.

Der gut aussehende Junge grinst amüsiert. Seine Zähne sind wundervoll – oben gerade und unten krumm mit einem winzigen Überbiss. Ich habe eine Schwäche für so ein Lächeln, weil meine eigenen Zähne auch alles andere als perfekt sind. In die Lücke zwischen meinen Schneidezähnen kann man eine Rosine schieben.

»Étienne«, stellt er sich vor. »Ich wohne einen Stock höher.«

»Ich wohne hier.« Ich zeige stumm auf mein Zimmer, während mir der Kopf schwirrt. Französischer Name, englischer Akzent, amerikanische Schule. Anna verwirrt.

Er klopft zweimal an Meredith' Tür. »Okay, dann sehen wir uns ja noch, Anna.«

Eh-t-yen spricht meinen Namen so aus: *Ah-na*.

Mein Herz macht *bum bum bum* in meinem Brustkorb.

Meredith öffnet die Tür. »St. Clair!«, kreischt sie. Sie telefoniert immer noch. Sie fallen sich lachend in die Arme und reden beide gleichzeitig. »Komm rein! Wie war dein Flug? Seit wann bist du hier? Hast du Josh schon gesehen? Mom, ich muss Schluss machen.«



Stephanie Perkins

Herzklopfen auf Französisch

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-40123-1

cbj

Erscheinungstermin: März 2012

Ein Jahr in Paris? Die 17-jährige Anna könnte sich Besseres vorstellen, als in einem Land zur Schule zu gehen, dessen Sprache sie nicht spricht. Und dafür muss sie auch noch ihren Schwarm in Atlanta zurücklassen. Doch schon bald lernt die angehende Filmkritikerin das französische Leben zu schätzen: echter Kaffee, wunderschöne Gebäude und Kinos wohin man schaut! Vor allem der attraktive Étienne führt Anna durch das schöne Paris – und wird zu ihrem besten Freund. Doch als ihre Freundschaft immer enger wird, sind beide verunsichert – und das nicht nur, weil Étienne eine Freundin hat ...